

Aarau um Stecklikrieg Anno 1802

Autor(en): **Erismann, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaersblätter**

Band (Jahr): **26 (1952)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571238>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Narau im Stecklikrieg Anno 1802

Helvetischer Wirrwar

Den Lesern dieser Zeilen werden die Vorgänge, die 1798 zum Untergange der Alten Eidgenossenschaft geführt haben, hinlänglich bekannt sein, und sie werden von der Schule her auch noch dieses oder jenes aus der turbulenten Zeit der Helvetik gegenwärtig haben, so daß sich eine allzu einläßliche Einführung erübrigt. Trotzdem scheint uns ein Hinweis auf einige der markantesten helvetischen Geschehnisse unumgänglich, wenn klar werden soll, wie es zum Stecklikrieg — diesem sonderbaren und stark auch den Aargau in Mitleidenschaft ziehenden Waffengang entzweiter Eidgenossen — kommen konnte.

Mit dem Einmarsche der vorerst als Befreier auftretenden Franken war die Schweiz unter deren harte Stiefel geraten, und wer jene dramatischen Entwicklungen miterlebte, erfuhr so oder so an seinem eigenen Leibe, was es heißt, einer fremden Besatzungsmacht auf Gnade und Ungnade ausgeliefert zu sein. Das Jahr 1799 zumal war für unsere Vorfahren — auch für die Überpatrioten von Narau und Lausanne — eine Zeit schwerster Bedrängnis, wie sie ähnlich der Eidgenossenschaft nachher nie mehr auferlegt worden ist.

Die Franzosen brachten aber nicht nur Elend und Not ins Land, sie waren auch die Wegbereiter neuer politischer Ideen, welche die Aufgeklärten in den einstigen eidgenössischen Untertanengebieten seit langem schon mit Feuereifer diskutiert hatten und deren Verwirklichung eben jetzt durch die Invasionstruppen und ihre Trabanten ins Werk gesetzt wurde: Eine völlig neue Ordnung ward geschaffen, die sich vor allem auf dem Papiere sehr wohl sehen lassen durfte. Daß sie aber, ihrem französischen Vorbilde getreu, von einem straff zentralistisch organisierten Einheitsstaate getragen werden sollte,

machte sie für die Mehrheit der nach wie vor föderalistisch denkenden Schweizer unannehmbar. Das in seinen Anfängen hohen menschlichen Idealen verschriebene helvetische Staatswesen konnte es darum auch nie zur Blüte bringen. Während Jahren serbelte es dahin, und sein Ende bestand in gänzlicher Verwirrung, die ohne das Machtwort von Saint-Cloud zum totalen Chaos geführt hätte.

Die erste helvetische Verfassung war von Peter Ochsfertig aus Paris mitgebracht und am 12. April 1798 im Rathause der vorläufigen Hauptstadt Aarau, wo sich auf Geheiß der Franken die Gesetzgeber eingefunden hatten, diskussionslos zu Recht erklärt und in Kraft gesetzt worden. Von einem Fenster der großen Ratsstube aus verkündete Ochsfertig dem draußen versammelten Volke das freundliche Ereignis. Jubelgeschrei war die Antwort der Menge. Vivatrufe auf die Eine und Unteilbare Helvetische Republik vermischten sich mit den Gewehrsalven der Grenadiere und mit dem Donnern der Geschütze, und noch einmal — wie vor zwei Monaten, als der Freiheitsbaum umtanzt wurde — wogte fröhliches Getümmel in den Gassen beim Rathaus, ward der Bruderkuß getauscht. Außerhalb unserer Stadt jedoch schlugen die Wellen der Begeisterung weit weniger hoch, weil das „Ochsenbüchlein“, wie die Verfassung gemeinhin tituliert wurde, vielen Eidgenossen ein Grauel war. Die Katholiken gar glaubten im Ernst an ein Werk des Satans und verdamnten deshalb das ihnen aufgezwungene „Büchlein“ in die tiefste Hölle hinunter.

Derart zwiespältig wurde das neugeborene Staatswesen selbst von erst kurz zuvor erlösten Untertanen aufgenommen: hier jubelnde Zustimmung — dort trozige Ablehnung. Und doch bedeutete diese erste helvetische Konstitution einen entscheidenden Schritt nach vorwärts ins Licht eines aufgeklärten, freiheitsfreundigen und menschenwürdigeren Zeitalters. Nur war der Wechsel zu rasch, zu unvermittelt eingetreten, und viel zu ungestüm wollten unsere Neuerer gleich alle

Welt mit den Errungenschaften der Revolution beglücken und vergaßen in ihrem Überschwange, daß alles wirklich Große und Beständige langsam wachsen muß.

Die erste helvetische Verfassung, in Aarau proklamiert, brachte unserm Volke von einem Tag auf den andern eine fast unfaßbare Fülle bislang unbekannter Rechte und Freiheiten: Gleichheit aller Bürger, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Abschaffung der Binnenzölle, Niederlassungsfreiheit, Aufhebung der Feudallasten, Handels- und Gewerbefreiheit, Wahl- und Stimmrecht, scharfe Trennung der Staatsgewalten und so fort — leider aber auch einen durch und durch unschweizerischen, starren Zentralismus.

Längst nicht alle Eidgenossen zeigten sich von diesem Geschenk aus Paris und Aarau erbaut, besonders als sich bald genug erwies, daß in Wirklichkeit die Plagen des Volkes vermehrt statt vermindert wurden, wozu die fränkische Besetzungsmacht mit drückenden Einquartierungen und Requisitionen, mit schamloser Beraubung aller Kassen und mit der Zwangsaushebung junger Männer Entscheidendes beizutragen sich nicht scheute.

Während so die Not des Landes ins Unermeßliche stieg und darum Unzufriedenheit in gefährlichster Weise sich auszubreiten begann, versuchten die neuen Regenten mit viel gutem Willen, ihre schönen und meist ehrlich gemeinten Worte in die Tat umzusetzen und dadurch dem Volk aufzuhelfen. Da die erhoffte Besserung aber nicht eintrat, begann man schon früh an der Verfassung herumzudoktern. Jrgendwo dort mußte der Fehler liegen! Ob diesem Glückwerk gerieten sich aber die beiden politischen Parteien jener Tage, die Unitarier („Helvetiker“) und die Föderalisten (Freunde des alten Staatenbundes), unter den Augen der Franken dermaßen in die Haare, daß ein furchtbares Durcheinander entstand: Ein Staatsstreich folgte dem andern — innert kurzer Frist waren es deren fünf!

Eine zweite helvetische Verfassung wurde im Frühsommer 1802 den Bürgern zur Abstimmung vorgelegt. Für Aarau, dessen Be-

wohner trotz mißlicher Erfahrungen mehrheitlich immer noch Anhänger der neuen Ordnung waren, kam ihr insofern hohe Bedeutung zu, als diese Konstitution den damaligen Kleinen, aus bloß fünf Distrikten bestehenden Kanton Aargau mit dem Kanton Baden und dem bisher bernischen Teil des Amtes Aarburg verschmolz, womit ein alter Traum der Hiesigen in Erfüllung ging. Wie ein Alpdruck hatte nämlich während des ganzen Winters 1801/02 auf Aarau die Befürchtung gelastet, man werde von den Mächtigen dieser Erde wieder zu Bern geschlagen, was für manch einen ärger als der Weltuntergang selber gewesen wäre! Nun hatte also die aargauische Selbständigkeit, von einigen „elenden Menschen“ in Frage gestellt, erhalten werden können, und dazu war auch unser Kantonsgebiet — gegen den klar geäußerten Willen Badens — beträchtlich vergrößert worden. Darum konnte es keinen Eingeweihten verwundern, daß die Gemeinde Aarau die neue Verfassung am 2. Juni 1802 vorerst „eimmütig und mit dem lautesten Beifall“ annahm und durch die Municipalität dem Kleinen Räte der Helvetischen Republik mit überschwenglichen Worten den „Ausdruck ihrer innigsten und unauflöschlichen Dankbarkeit für die Rettung des Vaterlandes“ aussprechen ließ. Andererseits bezeugte derselbe Kleine Rat mitsamt dem Bürger Regierungstatthalter den Aarauern ihr Wohlgefallen an der glanzvollen Annahme (zur schriftlichen Zustimmung hatten sich aber nur 260 Bürger aufraffen können!), und die beiden Briefe wurden sogar am folgenden Sonntag ab der Kanzel verlesen. Von Aarau reiste auch eine Delegation zur Aufwartung „auf Bern“, um den dortigen — zwar recht unsicher im Sattel sitzenden — helvetischen Machthabern die allerherzlichsten Glückwünsche zu übermitteln, was Bürger Samuel Sager als Präsident der Municipalität mit dem ihm beigeordneten Mitgliede der Gemeindefammer trefflich besorgte, nicht ohne dabei Kanton und Hauptstadt gebührend zu rekommandieren. Mit Genugtuung vernahm man hernach bei uns, wie brüderlich wohlwollend die hierseitige Abordnung von Bür-

ger Landammann Dolder und andern Größen der Republik empfangen worden und welch ungeheuchelte Versicherungen sie habe entgegennehmen dürfen.

Die neue Verfassung galt auch vom ganzen Land als angenommen, trotzdem die Zahl der Nein jene der Ja überstieg. Man war nämlich vorher schon wohlweislich eins geworden, daß Verzicht aufs Stimmrecht mit Einverständnis gleichzusetzen sei, und da tatsächlich mehr als 160 000 grollender Eidgenossen jegliche Eintragung ins Register unterlassen hatten, konnte man in Bern die Konstitution dennoch guten Gewissens als angenommen erklären. Die Ruhe, die sich nun über Helvetien auszubreiten begann, täuschte jedoch nur die Alleroberflächlichsten. In Wirklichkeit hatten die Gegner der lebensunfähigen helvetischen Republik schon längst Morgenluft gewittert und förderten emsig, aber vorläufig noch meist unter der Decke, die Wiedererrichtung des alten Staatenbundes.

Aber auch viele „Helvekler“ waren mit der neuen Konstitution unzufrieden, weil sie ihr gewisse rückschrittliche Tendenzen nicht verzeihen konnten. Darum befand sich die von allen Seiten her angefeindete Regierung in einer ungemüthlichen Lage, und es hätte ihr in diesem Augenblicke kaum etwas Schlimmeres zustoßen können als das, was jetzt eintrat: der von Napoleon hinterlistig befohlene Rückzug der französischen Besetzungstruppen. Denn nun, von den fränkischen Bajonetten entblößt, mußte das ganze helvetische Kartenhaus zusammenstürzen!

Aus leicht verständlichen Gründen war außer der Regierung und ihren treuesten Mitläufern jedermann über den Rückzug der Franken erfreut. Noch hätte zwar die Obrigkeit dem drohenden und ringsum sich abzeichnenden Aufruhr begegnen können, wenn sie selber einig und fest entschlossen gewesen wäre, sich um jeden Preis zu behaupten. Statt dessen griffen in ihrem Schoße Verwirrung und planloses Tun um sich, so daß die Aufwiegler leichtes Spiel hatten. Nicht einmal die von General Andermatt kommandierten helveti-

schen Truppen waren, wie die Erfahrung lehren sollte, stark zu fürchten.

Der Moserhandel — ein lokales Zwischenpiel

Wir wenden uns für kurze Zeit ab von den Händeln der großen Welt und begeben uns nach Aarau zurück, wo sich die Bürgerschaft im anbrechenden Sommer 1802 in tiefgreifender Erregung befand. Nicht wegen des drohenden politischen Unwetters und auch nicht der neuen Verfassung wegen — ein Zwist ganz eigener Art war innerhalb der engbegrenzten und immer noch mauerungsgürteten Stadt ausgebrochen.

An der im Januar 1802 eröffneten Kantonschule wirkte als Lehrer der Landwirtschaft, Singkunst und Gymnastik Bürger Andreas Moser, deutschen Geblüts und zugleich begeisterter Jünger Pestalozzis. Einstmals Sekretär bei den helvetischen Behörden, dann Privatlehrer im Hause Johann Rudolf Meyers des Sohnes, war er 1801 auf Veranlassung seines Brotherrn von der Munizipalität beauftragt worden, in den Aarauer Stadtschulen die Pestalozzische Lehrmethode einzuführen, was ihm verdientermaßen allseits Anerkennung eintrug. Als Turn- und Landwirtschaftslehrer der Kantonschule hatte er es ferner unternommen, in der einstmals sumpfigen Telli einen klug erdachten Turnplatz anzulegen, der mit Baumschule und Schwimmbad zu einem hübschen Ganzen hätte verbunden werden sollen. Es ist dies der heutige Telliweg, der freilich nicht von Moser vollendet werden konnte, weil ihm indessen eine üble Affäre den hiesigen Boden zu heiß werden ließ.

Moser hatte nämlich, schon bevor er in Aarau sesshaft war, seine teilweise etwas abstrusen staatsphilosophischen und religiösen Gedankengänge in einem Druckwerk niedergelegt, dem er einen ebenso seltsam anmutenden Titel gab: „G e s u n d e r M e n s c h e n v e r s t a n d , über die Kunst, Völker zu beglücken. Eine Morgengabe,

allen Völkern, Volksregierern, Priestern, Lehrern, Eltern und Freunden der gegenwärtigen und künftigen Generationen, dargereicht mit warmen (!) Brudergeföhle von ihrem Freunde und Weltmitbürger Andr. Moser. Gedruckt im Lande der Freiheit für das Jahr der Gegenwart und die Zeit der Zukunft.“

Dieses Buch nun, um das im Frühling und Sommer 1802 so viel Lärm entstehen sollte, lag in der Marauer Bibliothek auf. Manchem gefiel es. Andern aber trieb es die Zornesröthe ins Antlitz, weil Moser darin etliches in Frage zu stellen wagte, was altem Herkommen gemäß bislang als heilige Wahrheit gegolten hatte. Oder mußte einem Biedermann von Anno dazumal nicht das Fell jucken, wenn er bei Moser über Gott und Natur, Kirche und Kindererziehung Dinge zu lesen bekam, die dem Glauben und Denken der Väter geradezu ins Gesicht schlugen? Allenthalben regte sich der Unwille, und sein gewichtigster Wortführer war der damalige Erste Pfarrer, der ehrenwerte Johann Jakob Pflieger, der sich — ohnehin kein Freund der neuen Ordnung — mit andern Bürgern herausgefordert fühlte und gleich einem alttestamentlichen Propheten seine Stimme gegen des Wirkkopfs Nachwerk weithin erschallen ließ. Er mag es vorab predigend getan haben. Als ein sichtbares Zeugnis pfarrherrlicher Entrüstung blieb jedoch der Nachwelt sein gedrucktes Pamphlet „Ein Wort an seine lieben Mitbürger zur Belehrung, Warnung und Beruhigung über Mosers gesunden Menschenverstand“ erhalten. Scharf, eindeutig und dennoch maßvoll kanzelte darin Pflieger den Autor des umstrittenen Buches ab, ließ ihm aber auch, wo es anging, Gerechtigkeit widerfahren. Moser sah sich dabei unter anderm beschuldigt, ein williges Werkzeug des Illuminatenordens zu sein, dem der eifernde Pfarrer alle Teufeleien zutraute. Er behauptete sogar, daß der Orden der „Erleuchteten“ (dem einst Pestalozzi, Herder und Goethe angehört hatten) auch in Marau Anhänger besitze, wodurch sich über Mosers Kreis hinaus sämtliche geheimen und offenen Verfechter einer natürlichen Religion zu Un-

recht verdächtigt fühlten. Es war damit aber auch die eben erst dem Ei entschlüpfte Kantonschule getroffen worden.

Kammerer Pfleger hätte diese Aussage in der That besser unterlassen. Sie schadete seiner Sache nur, was natürlich Moser zugute kam, der bei einer forschen Gegenattacke vor allem diese Schwäche ausnützte. Auch von anderer Seite wurde zurückgeschlagen, und bald sah sich Pfarrer Pfleger durch Flugblätter so sehr in die Enge getrieben, daß ihm schließlich nur noch das Eingeständnis übrig blieb, in That und Wahrheit die Illuminaten und ihre Aarauër Mitläufer — bloß vom Hörensagen zu kennen! Dieser Rückzug verschaffte Moser nochmals Auftrieb, und er gedachte nun, Pfleger in einer mehr als 120 Seiten starken Druckschrift noch ganz besonders aufs Korn zu nehmen. Diese seine „Verteidigung und Beleuchtung des gesunden Menschenverstandes“ fiel aber dermaßen taktlos und teutonisch unflätig aus, daß sich der betriebsame Schulmann damit nur wieder selber ins Unrecht versetzte.

Trotzdem die Aarauër um Mosers Verdienste wußten und trotzdem sie ihren der Vergangenheit nachtrauernden Pfarrer Pfleger genau kannten, waren doch viele unter ihnen dem Pantheisten Moser ernstlich böse. Darum konnte auch nach dem Verebben der Traktatleinslut keine Ruhe eintreten. Moser hatte nämlich mit seinem „Menschenverstand“ die ganze Stadt in Verruf gebracht, indem es nun landauf und -ab hieß, zu Aarau seien Gottlose am Werk, die Jugend zu verderben. Zahlreiche Stadtleute konnten es tatsächlich nicht fassen, daß Moser ungestört an ihren Schulen weiter lehren dürfe, und in der nächsten Gemeindeversammlung äußerte sich dieser Überwille derart unmißverständlich, daß sich die Munizipalität schweren Herzens dazu entschließen mußte, dem sonst tüchtigen und ehrbaren Pädagogen das Consilium abeundi zu erteilen: „Einstweilen“ möge er sich aus Aarau entfernen, damit in diesem hin wie her unruhigen Zeitpunkte die Eintracht der Bürgerschaft nicht allzu sehr in die Brüche gehe. Moser verschanzte sich hinter die Kantons-

schuldirektion, gab dann aber klein bei, als er merken mußte, daß die gegen ihn gehegten Haßgefühle ganz ungemütliche Formen anzunehmen begannen. Denn nicht einmal seines Lebens konnte er mehr sicher sein: Am helllichten Tage von einem rasenden Metzger angegriffen, vermochte er sich nur in schleuniger Flucht durch die Hinterhöfe und Ehgräben vor dem bereits gezückten Messer zu retten . . . Da endlich zog er von dannen und kehrte niemals wieder.

Dem Ansehen der Kantonschule tat dies leidige Intermezzo keinen fühlbaren Abbruch. Dafür hatte der ohnehin nicht allzu gute Ruf der Narauer bei der Landbevölkerung abermals sichtlich gelitten, und in zunehmendem Maße sammelte sich über ihren mehr oder minder unschuldigen Häuptern der Zorn der verbitterten Bauern.

Der Stecklikrieg

Wir wissen, daß mit dem Abzuge der Besetzungstruppen der Weizen der einstigen Regenten wieder üppig zu blühen begann. Sie fühlten das Nahen ihrer großen Stunde und waren willens, die Gunst des Augenblicks nicht zu verscherzen. Am kühnsten benahmen sich die „Urstände“ drinnen am Vierwaldstättersee. Aber auch Zürich wagte es, der Regierung den Gehorsam aufzukündigen, und gleichzeitig schmiedeten die einstigen Gnädigen Herren zu Bern dunkle Pläne auf Rückgewinnung ihrer ehemaligen fetten Untertanengebiete. Jetzt lohnte es sich wahrlich, die glücklich fränkischem Zugriff entzogenen Goldvögel ins Land hinaus fliegen zu lassen!

Im Aargau waren die Bauern fast ausnahmslos ihrer alten Herrschaft freundlich gesinnt geblieben, so daß es der Berner Aristokratie ein leichtes war, Aufruhr und Meuterei gegen die „Helveten“ zu predigen. Vornehmlich die Gegend von Brugg lieferte Scharen von Männern, die jederzeit zum Revoltieren bereit waren und mitsamt ihren einstmaligen Gebietern wähten, das Rad der Zeit um einige Jahrzehnte rückwärts drehen zu können. Einen höchst gefährlichen Unruheherd bildete ferner das untere Limmatthal,

wo sich die Bauern als erste unter die Waffen begeben hatten. Sie lehnten allerdings auch die alte Ordnung ausdrücklich ab — ersehnten sie doch ganz einfach völlige Befreiung von jeglicher Steuer und Abgabe! Da das Siggental durch die zweite helvetische Verfassung zum Kanton Aargau geschlagen worden war, unterstand es jetzt dem Regierungsstatthalter zu Aarau, Bürger Johann Heinrich Rothpletz, der seinerseits für die Errungenschaften der Helvetik durch dick und dünn zu gehen bereit war.

Gänzlich versungen und vertan hatten die „Helvetiker“ aber erst dann, als Ende August 1802 der Senat — entgegen früherer Versprechungen — die Ablieferung des diesjährigen Zehnten verfügte. Nun erhob ringsum offene Meuterei ihr Haupt, und die Aufwieglung gegen die Zentralgewalt wurde von jetzt an verwegener und ungeschwehener vor aller Augen betrieben.

Im Bade Schinznach saß zu jener Zeit Herr Rudolf von Erlach, ein Berner alter Währung und von Freund und Feind mit dem Zunamen „Hudibras“ bedacht. Anfänglich hatte er sich noch etwelche Mühe gegeben, den Anschein eines harmlos heilungsbedürftigen Kurgastes zu erwecken. In Wirklichkeit aber organisierte der Schläumeier vom Bad aus den Aufstand im einstigen Berner Aargau, und ihm zur Seite standen getreulich mehrere ehemalige Offiziere, so die Herren Ludwig May von Schöffland, Gottlieb May von Rued, Junker Effinger von Wildegg und andere dazu.

Rudolf von Erlach, der nach vollzogener Demaskierung den hochtrabenden Titel „General der Bernischen Truppen“ zugelegt erhielt, war während seiner ganzen „Badezeit“ von Rothpletz bespitzelt worden, weil Hudibras' vorgetäushtes Zipperlein dem wackern und hellhörigen Aarauer Regierungsstatthalter gleich zu Anfang schon verdächtig vorgekommen war. Ende Juli hatte Rothpletz auch alle Gemeinden aufgemahnt, Sicherheitsmaßnahmen zu treffen. Von den Aarauern erwartete er, nicht zuletzt zur „Beschützung der Autoritäten“, die Bildung einer Bürgerwache. Zu diesem Zwecke wollte:

die Munizipalität künftigen Sonntags nach beendigtem Gottesdienste die Bürger „zusammenbemühen“, um ihnen die als notwendig erachteten Vorkehrungen mundgerecht zu machen. Da sich jedoch die Lage rascher als angenommen zuspitzte, wartete die Stadtobrigade den Feiertag gar nicht erst ab, sondern ordnete alsogleich die Einschreibung an. Zur selben Zeit wurden auch die spärlichen helvetischen Truppen von Bern aus in Marsch gesetzt und an die bedrohlichsten Punkte geworfen. Sie vermochten aber weder vor Zürich noch an irgendeiner andern Stelle viel auszurichten: ihr Feldzug gegen die mächtig ins Kraut schießende Insurrektion bildete eine einzige Kette flüchtiger Niederlagen.

Der von Alt-Bern angezettelte Aufstand der Aargauer Bauern brach am 11. September 1802 aus. Die ersten Insurgenten stammten von Döttingen, Würenlingen und aus dem Siggental. Als wilder Haufe liefen sie ihrem General Rudolf von Erlach zu. Aus den Dörfern um Brugg war der Zustrom besonders stark. Die in Baden liegenden wenigen helvetischen Soldaten sahen sich bald von der ungehörigen Übermacht schachtmatt gesetzt. Brugg wurde genommen, und dann trat Hudribas seinen Siegeszug durchs liebe alte Untertanenland an. Bei Lenzburg vereinigte er sich mit den unterdessen ebenfalls aufgebrochenen Seetalern, und ein weiteres Korps bewegte sich am Jurafuß auf dem linken Aare-Ufer westwärts.

Am 13. September, spät am Nachmittag, wurden die Bürger von Aarau durch zwei Rundschafter alarmiert. Sie sagten aus, daß sich bewaffnete Bauern im Anzuge befänden. Hier in der Stadt wußte man gut genug, daß auf keinerlei Schonung zu rechnen, daß aber auch keine Hilfe von auswärts zu erwarten war, da die Bauern als Freunde der alten Ordnung die mehrheitlich „patriotisch“ gesinnten Aarauer aufrichtig haßten. Zu allem Überflusse hatte der frisch in Erinnerung stehende Moserhandel die Hauptstädter noch in den entehrenden Ruf der Gottlosigkeit gebracht.

In solch trostloser Lage fanden sich auf dem Rathause die Munizi-

palität und die Gemeindefammer nebst mehreren rechtschaffenen Bürgern ein, und sie baten auch den Regierungs- und den Unterstatthalter in ihre Versammlung. Ausgesandte Späher kehrten noch im Laufe der Nacht zurück, meldend, im Dorfe Schinznach stehe alles unter den Waffen, und es sei unablässiges Trommelrühren zu vernehmen. In Gränichen rüste man sich ebenfalls zum Auszuge, während wieder an andern Orten auffälligerweise Ruhe herrsche.

In dieser gefahrvollen Stunde — Aarau war aus realpolitischen Erwägungen mehrtheils dazu entschlossen, der helvetischen Sache treu zu bleiben, da es um alles in der Welt nicht mehr unter bernisches Joch sich beugen wollte — traten auch die Stadtbürger 400 Mann stark unter die Fahne und verbrachten wachend und von schlimmen Ahnungen erfüllt den Rest der Nacht. Als dann gegen zehn Uhr morgens (14. September) Lärm geschlagen wurde, waren sich vor allem die Jungen darin einig, ihren Pelz so teuer als möglich zu verkaufen. Der Überlieferung gemäß sollen die Kadetten am meisten Kampfeslust an den Tag gelegt haben.

Von Suhr her näherte sich indessen der Gewalthaufe der Insurgenten, deren Anführer den Regierungsstatthalter zu sprechen wünschten. Bürger Rothpletz bewies Mut und trat ohne Zaudern unter die fanatisirten Bauern, in deren Gegenwart man ihm vorschlug, die Stadt Aarau möge doch jetzt schon kapitulieren, weil Widerstand auf jeden Fall nutzlos sei.

In der That kam zugleich auch vom Jura her eine bewaffnete Schar über die Brücke vors Aaretor gezogen. Die meisten Insurgenten waren allerdings nur mit Knütteln, Knebeln, Gabeln und Sensen ausgerüstet, was dem ganzen Aufstand nachträglich den Namen „Stecklikrieg“ eingetragen hat. Trotzdem glaubten die Aarauer, daß gegen eine zahlenmäßig so starke Macht auf die Dauer doch nicht aufzukommen wäre und schlossen eine Kapitulation, wonach den Stecklikriegern kampflos die Tore geöffnet wurden, um eine Besatzung aufzunehmen. Diese nicht eben ruhmvolle

Übergabe trug später den Aarauern den Vorwurf der Feigheit ein. Gewiß, Verteidigung bis zum letzten Blutstropfen hätte sich vor den Augen der Mit- und Nachwelt besser ausgenommen. Man möge jedoch bedenken, daß die Bürgerschaft durch den Moserhandel entzweit, daß ferner der Kredit der helvetischen Regierung selbst in unserm „Patriotennest“ erheblich gesunken war und daß endlich die Hoffnung auf französische Intervention — die dann wirklich auch eintraf und dem ganzen tragikomischen Zwischenpiel des Stecklikrieges ein schnelles Ende bereitete — den Entschluß zur Kapitulation wesentlich gefördert haben muß. Andererseits waren die rebellierenden Bauern durchaus nicht etwa harmlose Gegner. Die Aarauer Municipalität mußte zwar in ihrer post festum verfaßten «Historia facti» zugeben, daß die Insurgenten „in ziemlicher Ordnung“ die Stadt besetzt hätten. Dagegen wissen wir von Heinrich Zschokke, der als damaliger Schloßbewohner von Biberstein die „buntbewaffnete Horde“ vorüberziehen sah, wie es um diese „Retter des Vaterlandes“ bestellt war: „Sie (die Horde) war aus den untersten Volksklassen zusammengeschart, berauscht, jauchzend und johlend, Weiber und Kinder dazwischen mit Säcken und Körben, die durch Plünderung der Reichen gefüllt werden sollten. Lust an Neuerungen (?) und straflosen Ausgelassenheiten, Aussicht auf gute Beute, Wein und Geld: das waren die wirklichen Hebel, welche diese Massen bewegten.“ — Auf Kirchberg amtierte damals Pfarrer Jakob Nüsperli von Aarau, als standhafter „Helvekler“ vom Landvolke scheel angesehen. Es schwenkte daher an jenem Tage der wirre Zug der Insurgenten nicht grundlos zwischen Biberstein und Aarau von der Heerstraße nordwärts ab: dem hochgelegenen Pfarrhaus wollte man im Vorbeigehen einen Besuch abstatten. Dabei kam es denn zu recht unmanierlichen Auftritten, waren doch die verheßten und mit ihren Mistgabeln wild in der Luft herumfuchtelnden Bauern keineswegs spaßeshalber zu des mißliebigen Pfarrers Amtssitz hinaufgestiegen. Schon fielen aus irgendwo erbeuteten Flinten vereinzelte Schüsse —

da trat Nanny Nüsperli, Heinrich Zschokkes nachmalige Gattin, mutig vors Haus und bot den Aufrührern geistesgegenwärtig ein Züüni an. Bei Wein, Brot und Käse ließen sich die ungemütlichen Gäste schnell beschwichtigen, und nachdem das Maul gepuht war, zogen sie wieder zu Tal, ohne weitem Schaden angerichtet zu haben.

Nicht umsonst hatten also die Aarau'er um das ihnen noch verbliebene bißchen Hab und Gut gebangt! Dank dessen, daß die Herren May und Jenner auf Mannszucht hielten, konnten zwar massive Ausschreitungen vermieden werden. Dafür mußte sich Aarau allerlei Demütigungen gefallen lassen: Erst belegte man Kaserne und Privathäuser mit mehr Einquartierung, als in der Kapitulation vereinbart worden war, dann forderte man von den Bürgern unnachsichtlich Waffen und Munition ab (um die Insurgenten auszurüsten zu können, denn ihr Endziel hieß ja Bern, später Lausanne), und schließlich waren die Stecklikrieger auch zu verpflegen, wozu die „Bernischen Officiers“ nichts Geringeres als die tägliche Lieferung von Brot, Fleisch und Wein gegen fragwürdigen Gutschein sowie die Bestellung eines Caserniers verlangten, welcher den Mannen Anleitung im Kochen von Suppe und Spätz zu geben imstande war. Um den Forderungen der Eroberer vermehrten Nachdruck zu verleihen, drohten die neuen Herren: Wenn ihr uns Steine in den Weg legt, lassen wir den Landsturm auf Aarau los!

Dies alles erwägend, fand es die Munizipalität für angebracht, die Bürgerschaft eindringlich vor unbedachten Schritten zu warnen. „Unsere Gemeinde, sich selbst überlassen, fand ihr Heil darin, sich ruhig und still zu verhalten und auf eine baldige Änderung zu harren“, heißt es in der bereits erwähnten „Geschichts-Erzählung“ der Munizipalität. Da es aber unter den Bürgern Heißsporne gab, wurde die Warnung wiederholt, die Gassen möglichst zu meiden und auf keinen Fall Ansammlungen zu bilden. Einige der geachteten Männer, darunter auch Pfarrer Pfleger, Mosers Widerpart, wurden auf Umgang geschickt und hatten dabei zu verkünden: Wer

sich nicht duckt und (vorläufig) neutral verhält, lädt große Schuld auf sich und stürzt die ganze Stadt ins Unglück, denn die ungebetenen Gäste verstehen nicht das geringste Späßlein und haben sogar mit Aushebung von Geiseln gedroht!

Als sich Platzkommandant Jenner veranlaßt sah, verdächtige Nachtschwärmer ab der Gasse verhaften zu lassen, erging der strikte Befehl, daß sich nach dem Zapfenstreich kein Bürger ohne Licht draußen blicken lassen und daß nach zehn Uhr abends überhaupt niemand mehr im Freien angetroffen werden dürfe, es sei denn, wichtige amtliche Verrichtung zwingt ihn zum Ausgehen. Nach acht Uhr durfte in Tavernen und Pintenschenken auch kein Wein mehr verwirtet werden.

Anfangs Oktober langten aus den „äußern Kantonen“ zusätzliche Insurgentenabteilungen in Aarau an. Durch den Ausrufer mußten die Einwohner aufgefordert werden, diesen Leuten mit Schuhen und Strümpfen beizuspringen — so glänzend war es um die Montierung der Stecklikrieger bestellt!

Ein Höchstmaß an Aufregung brachte den Aarauern der 2. Oktober, als ruchbar ward, daß alle wehrfähigen Männer notiert werden müßten und daß sich die Dragoner sogar gleich marschbereit zu halten hätten. Punkt zwei dieser Anordnung lief aber nicht nur der abgeschlossenen Kapitulation zuwider — solches konnte den regierungsfreundlichen Aarauern unter gar keinen Umständen zugemutet werden! Die sofortige Intervention der Magistraten fiel dann auch so energisch aus, daß sie den „Bernischen Officiers“ Eindruck machen mußte. Die Auslieferung des neuen, nach helvetischem Geschmacke gestalteten Gemeindefiegels war zwar nicht zu verhindern, und auch die Erstellung der Mannschaftslisten blieb nicht erspart. Von einem Auszug der Dragoner verlautete jedoch plötzlich nichts mehr. May und Jenner hatten wohl eingesehen, daß solches niemals angehen mochte und daß überdies das hiesige Korps der Dragoner seit 1798 dermaßen außer Rand und Band geraten war, daß es zur gänzlichen Nieder-

werfung des Gegners rein nichts hätte beitragen können. Das Verzeichnis der Wehrfähigen aber verfertigte man ganz gemächlich, weil in jenen Tagen die fränkische „Erlösung“ bereits so gut wie gesichert war. Am 4. Oktober erschien wirklich Generaladjutant Rapp als Abgesandter Napoleons beim verzweifelten Landammann Dolder in Lausanne und überbrachte ihm die Befehle des Ersten Konsuls, der entschlossen war, das grausame, von ihm selbst entfesselte Spiel abzubrechen und Helvetien einer neuen Ordnung auf föderativer Grundlage entgegen zu führen. Diese Proklamation von Saint-Cloud ward dem ganzen Volke zur Kenntnis gebracht, worauf die Stecklikrieger eine Nasenlänge vor dem Ziel ihre Waffen niederzulegen hatten. Auch jene Aargauer Bauern, die einst in dumpfer Wut und jeder Weitsicht bar gegen „Helvekler“, „Patrioten“ und „Gottlose“ ausgezogen waren, um sie vom Throne zu stoßen und ihre alten Herren wieder in den Sattel zu heben, mußten sich, als Sieger zwar, dem Machtwort beugen und den Heimweg antreten.

Daß unsere Landleute doch nicht überall mit Begeisterung dem Rufe der Berner Aristokraten gefolgt waren, beweist das Beispiel Rüttigens. Dort hatte am frühen Morgen des 13. September Simeon Simmen von Schinznach, der eifrigsten Insurgenten einer, den Munizipalitätspräsidenten Bircher mit dem Rufe geweckt: „Auf, auf, es ist um das Vaterland zu tun!“ Da der Sendbote der Insurrektion keine gehörig beglaubigten Befehle des Generals von Erlach vorzuweisen vermochte, wies ihn Bircher ab. Simmen bestand jedoch darauf, daß Rüttigen mobilisiere. Die unverzüglich einberufene Gemeindeversammlung beschloß hierauf einmütig, „sich in nichts einzulassen“ und nur der Gewalt zu weichen. Bald darnach erschienen weitere Apostel des Aufruhrs und stießen Drohungen aus: „Wenn die Rüttiger nicht das Gewehr ergreifen und marschieren, wird das Dorf mit Exekution belegt!“ Zum zweiten Male wurden die Bürger zusammengerufen. „Nach gemachtem Vortrag“, sagte Bircher später in einer gerichtlichen Untersuchung aus, „faßte die

Gemeinde Furcht, und nach langen Beratungen wurde beschlossen, daß einige ledige Mannschaft ziehen müsse, um die drohende Gefahr abzuwenden. Denn sonderheitlich da die Weinlese vor der Türe war, so waren sie besorgt, wenn die Völker ins Dorf kommen, so möchten sie sehr beschädigt werden. Dabei wurde aber der ledigen Mannschaft, so gehen sollte, unter der Hand veredeutet, daß sie sich wieder zurückziehen sollten, wenn die Truppe gegen Aarau rücke, welches auch befolget worden.“ — Zwei Tage darauf zog dann das Gros der Rüttiger, durch Drohungen geängstigt, doch noch nach Aarau. Im Gewühl, das damals die Gassen der besetzten Stadt erfüllte, gelang es, deren 25 zum Marsch auf Bern zu verpflichten; die andern — etwa hundert an der Zahl — waren froh, wieder heimkehren zu dürfen. Am 16. September belegte Hudibras Rüttigen mit Einquartierung. Da wandte sich der Unwille der Jurabauern gegen die eigene Munizipalität. Sie bedrohten nun ihrerseits den Präsidenten, der es für gut fand, seiner Sicherheit wegen als Dragoner nach Aarau zu ziehen. Erst als die „Bernischen Truppen“ aus Rüttigen verschwunden waren, durfte sich Bircher wieder zu Hause zeigen. Daraufhin wurde er nochmals zum Einrücken gezwungen. — Solche unfreiwillige und lustlose Stecklikrieger mochte es noch viele gegeben haben, während andernorts die Kampffreudigkeit aufrichtig, groß und spontan gewesen sein muß.

Am 18. Oktober ward Aarau von den Insurgenten geräumt, und die wieder obenauf schwimmenden städtischen Machthaber beeilten sich, der helvetischen Regierung die Gründe, die vor Monatsfrist zur Kapitulation mit den Insurgenten geführt hatten, darzulegen, was nicht ohne diplomatisches Geschick geschah. Gegen den Vorwurf der Untätigkeit oder gar des geheimen Einvernehmens mit dem Feind erhob dabei die Munizipalität schärfste Verwahrung. Aber die dekretierte außerordentliche Steuer zum Unterhalt der neuerdings ins Land eingerückten fränkischen Besatzungsarmee mußte Aarau dennoch auf sich nehmen. Dafür suchte sich die Stadt an Ludwig May von

Schöftland, dem „Ober-Commandanten des Aargaus“ im Steckli-krieg, schadlos zu halten, indem sie von ihm, während Napoleons Vermittlung schon in vollem Gange war, die Rückerstattung gehabter Kosten für die Verpflegung der Insurgenten, für Requisitionen und Kriegsfuhren forderte. May versuchte zu schlüpfen, indem er das verarmte und darum besonders hartnäckig sein Recht suchende Aarau möglichst lange hinhielt. Auch das seinerzeit beschlagnahmte Gemeindefiegel traf unbeschädigt wieder im Rathaus ein.

Noch blieb ein Letztes zu tun übrig: Es mußte der glücklich retablierten Obrigkeit nach Bern gemeldet werden, welche Bürger die Insurrektion offen unterstützt hatten. Unsere Behörde beschränkte ihren Rapport auf ein Minimum. Die meisten dem Aufstande mehr oder weniger freundlich gesinnten Aarauer — es müssen deren etliche gewesen sein — wurden gesamthast und diskret damit entschuldigt, daß sie „unter dem Deckmantel der Religion irre geführt“ worden seien. Kammerer Pfleger, als einziger dieser Gruppe ausdrücklich mit Namen genannt, habe durch seine Kampfschrift gegen Moser „vorzüglich viel zur Uneinigkeit beigetragen“. Als verdammenswerte Verräter an der republikanischen Sache wurden aber ohne alle Umschweife angeprangert: die Bürger Brandolf Wafmer, schon 1798 wegen unheilbarer Bern-Hörigkeit der Stadt verwiesen, sodann Johann Jakob Tanner, ebenfalls ein Verbannter, dazu Notar Neuenchwander, ein Emmentaler und Liebediener der „Bernerischen Chefs“, und schließlich Hieronymus Seiler und Benedikt Hässig, beide emigriert und hierauf Anführer von Insurgentenhaufen. Hässig hatte es dabei bis zum Generaladjutanten gebracht und war hochgemut als solcher in Aarau eingezogen. Dem eben erwähnten Tanner wurde noch ganz besonders übel vermerkt, daß er für treu geleistete auf-rührerische Dienste von Frau Schultheißin Steiger auf offener Straße umarmt worden sei . . .

Mit der zweiten französischen Besetzung gab es neuerdings fremdes Militär in Aarau zu beherbergen. Die Annahme jedoch, daß in

unserer Stadt die charmanten Franken etwa höher gewertet worden wären als vormals die ländlich derben Stecklikrieger, ist sicher falsch. Nein, auch diese weitere Einquartierung wurde, weil mit zahllosen Unannehmlichkeiten verquickt, als überaus lästig empfunden. Anfangs Dezember 1802 traf gar ein ganzes französisches Bataillon aufs Mal in Aarau ein. In solcher Bedrängnis verfiel man auf den naheliegenden Gedanken, einen Teil davon auf dem Lande draußen unterzubringen. Da entstand noch Händel mit den Dörfern, die kurz und bündig erklärten: Die Städter sind gar nicht berechtigt, uns Einquartierung aufzuhalsen! Und Aarau hatte mit leerer Kasse seine drückenden Garnisonslasten weiter allein zu tragen.

So ging das reichbewegte Jahr des Stecklikrieges unter Hader und Streit zu Ende. Ein Glück nur, daß man die Hoffnung hegen durfte, die napoleonische Vermittlung zeige trotz allem noch einen gangbaren Weg aus dem Elend. Und noch eines gab den Unsern in jenen Tagen Kraft zum Ausharren: das sichere Gefühl dafür, daß der blutjunge, von mancherlei Leuten angefochtene Kanton Aargau bis auf weiteres doch gerettet sei und Aarau auch fernerhin seine Hauptstadt bleiben werde.

Paul Crisman

Benkerjoch und Staffelegg

Aus der Geschichte zweier Jurapässe

Wer vom Distelberg aus an einem sonnigen Tag den Blick nordwärts auf die in bläulicher Dämmerung träumenden Jura-berge wandern läßt, den mag die Sehnsucht packen, hinaufzusteigen auf die mächtigen Felsabsätze des Achenberges, des Hombergs, des fernen Aasper Strichens oder der stozigen Wasserfluh. Vielleicht lockt es ihn aber auch einmal, hinüberzuwandern auf den weißen